

René John

**Innovativität der Alltagsroutinen –
Stabilität, Veränderung und
Umweltaffinität**



Impressum

Beiträge zur Sozialinnovation

ISSN 1610-7152

Herausgegeben vom

Institut für Sozialinnovation e.V.
Postfach 12 01 22 • 10591 Berlin
Tel./Fax: +49 700-ISINOVA-1
(+49 700-4746682-1)

Email: info@isinova.org

www.isinova.org

Redaktion: Institut für Sozialinnovation

Verlag: Eigenverlag

Jahr: 2012

© Die veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Die Verwertung, der Nachdruck, die Vervielfältigung durch Kopie, sind nur mit Zustimmung des Herausgebers gestattet. Namentlich gekennzeichnete Beiträge und Kommentare geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Zitation: [Autor][Jahr]:[Titel]. Beiträge zur Sozialinnovation Nr. [...]. Berlin: Institut für Sozialinnovation. [Downloadpfad, Datum]

Inhaltsverzeichnis

Praktisches Defizit bei der Beobachtung des gesellschaftlichen Umweltverhältnisses – Problemstellung	4
Praktiken als Alltagsroutinen	8
Nachhaltigkeit als Norm und als Aspekt der Strukturreproduktion.....	13
Nachhaltigkeit als politische Norm.....	14
Nachhaltigkeit der Struktur.....	17
Nachhaltige Praxis.....	19
Innovativität der Routinen: Veränderung des Beständigen als beständige Veränderung.....	20
Umweltbezug als Anlass für Wandel und Stabilisierung.....	27
Literatur.....	31

Praktisches Defizit bei der Beobachtung des gesellschaftlichen Umweltverhältnisses – Problemstellung

Alles soziale Geschehen nimmt Umwelt mindestens soweit in Anspruch, als diese notwendige Bedingung für dessen Gelingen ist. Die Umwelt hat dabei vielfältige Eigenschaften, die sich nicht allein auf stofflich-energetische Aspekte einschränken lassen. Ebenso ist die Gesellschaft im weitesten Sinne für sich selbst eine unumgängliche Bedingung ihres Gelingens. Insofern ist die Gesellschaft auf eine Weise selbstbezüglich, die Luhmann (1988) etwa mit Autopoiesis oder Giddens (1997) mit der Dualität der Struktur beschreiben, und die, in der Perspektive der Kulturwissenschaften, der Kultur das Primat beim Zugriff auf die Welt einräumt. Bei der Unterscheidung zwischen Gesellschaft und Umwelt aber fällt der Selbstbezug meistens aus: Die Umwelt ist dann Natur und damit das Andere.

Thematisiert Gesellschaft die Umwelt, geht es um Ressourcen, wie Wasser, Luft, Boden und Bodenschätze, Klima oder Biodiversität. Genügt sich diese Thematisierung oft auch scheinbar selbst, so ist sie doch nur sinnvoll als Ausdruck der Reflexion über die Selbstgefährdung der Gesellschaft. Erst die Industrialisierung verhalf diesem Thema in mehreren Anläufen zu seiner heutigen Prominenz. Und langsam gewinnt der Gedanke an Kontur, dass es sich bei der seit Ende der 1960er Jahren beginnenden und seit den 1990er Jahren auch präventiveren Umweltpolitik, die mehr als bloß Naturschutz sein wollte, um einen Versuch neuer Gesellschaftspolitik (Wehrspaun/Schack 2012) handelt. Denn mit der Prämisse der Nachhaltigkeit bricht sie mit allen vorherigen Vorstellungen über das Sein in der Welt.

Aus seiner Perspektive begründete Luhmann (1988), warum es trotz der vorhandenen zahlreichen Einsichten in die Abhängigkeit der Gesellschaft von der Umwelt so schwer fällt, die Welt in dem Sinn zu schonen, dass sich Gesellschaft nicht selbst gefährdet: Die nichtvorhandene Zugriffsfähigkeit auf Umwelt wie die nichtvorhandene zentrale Steuerungsmöglichkeit von Gesellschaft, die diese auf einen schonenderen oder wenigsten gerechteren Umgang mit den Ressourcen verpflichten könnte, stehen dem entgegen. Allerdings kann man angesichts der erfahrbaren Unsicherheiten und Gefährdungen kaum auf eine Selbstregulierung hoffen. Angesichts der Komplexität der Beziehung von Gesellschaft und Umwelt gelingt die Transformation von unfassbaren, aber allgegenwärtigen Gefahren in entscheidungsrelevante Risiken nur immer vorübergehend. Die wissenschaftlich angetriebene Reflexion der Gefahren, deren Eindämmung durch politische Regulierungen und Verknappung mittels ökonomischer Anreize, benennt Risiken, die flüchtig sind, weil sie gegenstandslos werden (etwa das Waldsterben), von weiteren Gefahren (heute Klimawandel) verdrängt werden oder sich eben doch als unbeherrschbare Gefahren (etwa Atomkraft) herausstellen. Die ergriffenen Maßnahmen sind zwar nicht nutzlos, aber auf lange Sicht angesichts der Gefährdungen belanglos.

Von einer kulturalistischen Position her erklärt Eder (1988) das Umweltproblem der Gesellschaft als eines des angemessenen Selbstverhältnisses. Die Selbstgefährdung wird mit der Vorstellung der natürlichen Umwelt ontologisiert und damit ein Gegenüber entworfen, auf das der Zugriff unter Auslassung des epistemischen Kurzschlusses, aber auch der *Selbstgefährdung* erfolgt. Umwelt unterliegt seit der Moderne nur noch instrumenteller Verwertungslogiken¹. Darin drückt sich in der Moderne das ökologische Verhältnis der Gesellschaft aus. Dieses Verhältnis lässt sich nach Eder allein durch die auf Verständigung und Vermittlung angelegte Praxis unter Maßgabe der darin wirksam werdenden Moral in ein umweltverträgliches und damit weniger selbstgefährdendes Verhältnis wandeln. Mit dem Korrektiv der Praxis lässt sich dann ein Umweltbezug entwerfen, der Gesellschaft mitreflektieren kann. Diese Art der Praxis hat als Nachhaltigkeit in den Debatten um gesellschaftliche Zukunft Raum gegriffen und leitet nicht nur politische Maßnahmen, sondern auch ökonomische Selbstdarstellungen, ja die Rechtfertigung von Lebensstilen an.

Doch schlagen durch Nachhaltigkeit angeregte Reflexionen der Umweltbedingungen sich häufig nicht auf das alltägliche Handeln nieder. Diese Diskrepanz zwischen Wissen und Handeln wurde mittlerweile oft beschrieben (Diekmann/Preisendörfer 1992).² Die Hoffnung, die Eder noch hinsichtlich der Reflexionsmöglichkeiten einer moralisch getriebenen Praxis, wie eine nachhaltige Entwicklung sie darstellt, hegte, erfüllen sich nicht: Es gibt zwar Korrekturen bei der Verwertung von Umweltressourcen, es gibt immer wieder umweltbezogenen Protest und in vielen alltäglichen Praxisfeldern auch eine Zunahme umweltaffiner Verhaltensweisen, doch folgt daraus keine zukunftssträchtige Befriedung der gesellschaftlichen Umweltverhältnisse.³

Die Probleme bei der Transformation der gesellschaftlichen Umweltverhältnisse hin zu normativ-nachhaltigeren sind nach Brand (2008)⁴ durch die Unklarheiten bei der Angemessenheit von Problemlösungen und bei der gerechten Lastenverteilung einerseits verursacht, andererseits ist aber die Wahrnehmung von Umweltproblemen kaum mit einem entsprechenden alltäglichen Verhalten gekoppelt.⁵ Die umweltaffinen Praktiken des Alltags sind eher bereichsbezogen und inkonsistent, weil sie durch strukturelle Barrieren behindert werden, wie etwa die Überkomplexität ökologischer Verhältnisse im Sinne Eders, umgekehrte Preisstimuli, Versorgungsengpässe, schlechte Infrastruktur, Unbequemlichkeiten, entgegengesetzte Interessen sowie Werte und Normen. Umweltfreundliches Verhalten erweist sich so als ein unerreichbares Ideal. Doch wird diese Art der Transzendenz auch durch eine unzureichende so-

¹ Diese zweckrationale, herrschaftsaffine Verwertungslogik kennzeichnet Eder (1988) unter distanzierender Bezugnahme auf Luhmann als *poiesis*, als deren verantwortungsverneinende, weil anonym-systemisch gewendete Steigerungsform die *Autopoiesis*.

² Für eine zusammenfassende Problematisierung mit methodischer Perspektiven siehe Neubauer (2004).

³ In der sozial-ökologischen Forschung wird dies auch als gesellschaftliche Naturverhältnisse bezeichnet.

⁴ Die erweiterte deutsche Fassung findet sich bei Brand (2011).

⁵ Das verdeutlichen nicht zuletzt die Studien zum „Umweltbewusstsein und -handeln“ seit ihrer ersten Durchführung (Preisendörfer 1996).

zialwissenschaftliche Forschung mit betrieben. Viel stärker als bisher müssen die Alltagshandlungen als Praktiken begriffen werden, die nicht nur auf Ressourcen zu ihrer Ermöglichung Bezug nehmen, sondern auf die Bedingungen der Gesellschaft, die sie schließlich wiederum gestalten. So sehr die Reflexivität der Praxis einerseits kaum Kraft gegenüber der instrumentellen Umweltverwertung erlangt, ermöglichen doch die Praktiken des Alltags eine Reflexion der gesellschaftlichen Bedingungen des Umweltverhältnisses und damit eine Selbstthematizierung, die durch den Umweltbezug verwehrt war, dem es nur um Natur ging.

Mit der Umsetzung der auf dem Erdgipfel in Rio de Janeiro 1992 verabschiedeten „Agenda 21“⁶ rückt der Alltag stärker in den Fokus der Umweltforschung und auch der Umweltpolitik. Es werden die verschiedenen Konsumfelder wie Energie, Wasser und Mobilität, aber auch Ernährung und Textilien vor allem in instrumenteller Hinsicht auf ihren Ressourcenverbrauch hin betrachtet, um anschließend auf die Defizite bei der alltagspraktischen Umsetzung wahrgenommener Umweltprobleme hinzuweisen. Indem die Umweltforschung sich auf **Alltag, Praxis und Praktiken** sowie **Routinen** als **Leitbegriffe** orientiert, betreibt sie die neuerliche sozialwissenschaftliche Theoriewende, nämlich den **practical turn** mit, der vor etwa einem Jahrzehnt eingeläutet wurde.⁷

Durchaus lässt sich feststellen, dass der Alltag von umweltaffinem Handeln geprägt ist. Energie und Wasser sparen etwa, sind hier maßgebliche Verbrauchsweisen, ebenfalls nahm der Konsum von Biolebensmitteln seit der Jahrtausendwende zu.⁸ Auch wenn dieser Zuwachs inzwischen stagniert, sind die Biolebensmittel bei jedem Lebensmittelskandal die erste Alternative.⁹ Dieses umweltgerechte Handeln folgt jedoch nicht aus umweltbezogener Reflexion. Das umweltgerechte Handeln scheint vielmehr häufig anderen Gründen als Umweltaffinität zu entspringen. Das Umweltthema spielt hierbei eine nachgeordnete, aber unter Umständen stabilisierende Rolle. Solche Beobachtungen verstärken noch die Feststellung des Vermittlungsdefizits zwischen Verhalten und Wahrnehmung beziehungsweise zwischen Wissen und Handeln.

Ohne Frage wirkt sich Handeln im Alltag auf die Umwelt aus. Dabei kann man schon feststellen, dass es mindestens nachhaltig angelegt ist, weil es auf seine Wiederholbarkeit angewiesen ist. Anderfalls kommt alltägliches Handeln an seine Grenze. Die dabei in Anspruch genommenen Ressourcen werden nicht einfach konsumiert, sondern in ihrem Gebrauch transformiert. Der Zugriff und die Transformation aber folgen offensichtlich weniger bewussten Reflexionen als vielmehr den Möglichkeiten gesellschaftlicher Strukturen. Deshalb kann es bei der Debatte nicht bloß um individuelle Meinungen oder

⁶ Das Dokument findet sich in deutscher Sprache hier: http://www.un.org/depts/german/conf/agenda21/agenda_21.pdf (20.3.2012).

⁷ Für einen historischen Überblick siehe Reckwitz (2003).

⁸ Für die Entwicklung 2011 siehe BÖLW (2012).

⁹ Als etwa Anfang 2011 dioxinbelastete Eier im konventionellen Handel für einen Skandal in Deutschland sorgte, verzichteten die Verbraucher nicht auf Eier, sondern kauften stattdessen Bio-Eier.

um das tatsächliche Handeln gehen. Sie sollte sich vielmehr auf die Formung von Praktiken, ihre Reproduktion und Veränderung konzentrieren sowie das Vermögen stärken, Engagement auf die so bestimmte Weise zu binden und zu stärken (Hargreaves 2011: 84).

Ausgehend von der Feststellung, dass die Reflexion von Umweltproblemen nur selten zu umweltgerechten Handlungen führt und umgekehrt, dass umweltaffine Alltagspraktiken eher nicht auf spezifisches Wissen über Umweltprobleme zurückzuführen sind, gilt es zu fragen, welche Rolle der Umweltbezug für alltägliche Handlungen spielt und inwiefern er Anlass für Veränderungen oder für Stabilisierung umweltaffiner Handlungen ist. Weiterhin ist zu fragen, inwiefern Praktiken überhaupt intendierten Änderungen zugänglich sind oder wie diese entsprechend den Anforderungen einer nachhaltigen Veränderung des gesellschaftlichen Umweltverhältnisses informiert und transformiert werden können.

Um diese Fragen zu beantworten, werden im Folgenden drei Voraussetzungen für die Möglichkeit der Beobachtung von Praktiken erörtert. Zunächst wird der Problemzugriff auf gesellschaftliche Umweltverhältnisse durch den Bezug auf alltägliche Praktiken begründet. Im Anschluss daran ist der ambivalente Stellenwert der Nachhaltigkeit im Bezug auf alltägliche Praktiken anhand eines begriffskritischen Rückblicks zu diskutieren, um zu klären, worin das handlungsleitende, entscheidungsrelevante Potenzial von Nachhaltigkeit eigentlich bestehen kann. Schließlich wird das Veränderungspotenzial, die Innovativität von Praktiken selbst zur Diskussion gebracht. Zwar sind Alltagspraktiken vor allem durch ihr Beharrungsvermögen gegenüber sich stetig verändernden Anforderungen gekennzeichnet, so verändern sie sich doch – und zwar nicht nur inkrementell, sondern auch sehr plötzlich.

Mit der Diskussion der drei Themen erstens Alltagsroutinen und -praktiken, zweitens der Werthaftigkeit von Nachhaltigkeit und drittens der Innovativität von Praktiken soll der Rahmen für die Untersuchung der Fragen nach dem Stellenwert der Umweltbezüge im alltäglichen Handeln, der Reflexion über Umweltprobleme bezüglich der Praktiken sowie nach deren nachhaltig informiertem Wandel, das heißt dann nach Transformation, aufgespannt werden.

Praktiken als Alltagsroutinen

Der Alltag ist durch seine vielfältigen Selbstverständlichkeiten unauffällig. Selbst als wissenschaftliches Thema macht er nicht mehr viel her.¹⁰ Der Alltag ist das Gewöhnliche und Vertraute. Er setzt sich zusammen aus einem Sediment wiederholter Problemlösungen, denen das Problem aus dem reflektierenden Blick geraten ist. Insofern gründet sich der Alltag auf die Erwartung, dass sich Routinen erfüllen,

¹⁰ Und so taugt er schon eine Weile nicht mehr als Grundlage einer Kritik des entfremdenden Zugriffs durch Institutionen (Lefebvre 1987), was etwa bei Habermas (1987) die Form der Rationalisierung der Lebenswelt annahm. Gegen diese kritische Inanspruchnahme siehe Waldenfels (1994, 94 ff. und 134 ff.).

die nur deshalb so reibungslos funktionieren, weil sie nicht mehr kommuniziert werden müssen. Der Alltag ist im Alltag kein Thema.

Dabei setzt die unbemerkte, weil problemlose Bewältigung all der vielfältigen Anforderungen im Vollzug des Alltags, der alltäglichen Wochen, Monate und Jahre voraus, dass die Bedingungen der Möglichkeit des Alltags erfüllt sind. Diese Bedingungen sind einerseits gleich, andererseits aber immer spezifisch, so wie sich die Alltage gleichen, aber nie dieselben sind. Je nach sozialen, sachlichen und zeitlichen Belangen formen sie sich verschieden aus. Der Alltag ist also individuell, nicht nur weil er individuellen Bedürfnissen folgt, sondern weil er auf individuelle Erfahrungen der Erfüllung routinierter Handlungen beruht, die sich zur lebensweltlichen Erwartung der Fortsetzung und Wiederholung ausformen¹¹, also der Kontinuität des Vertrauten vor der prinzipiellen Möglichkeit des Unvertrauten (Luhmann 1986).

In sachlicher Hinsicht zeichnet sich der Alltag durch die reibungslose Erfüllung von Anforderungen aus, die sich wiederholt stellen. Ist kein Brot im Haus oder keine Milch im Kühlschrank, geht man einkaufen. Man läuft zum Bäcker und zum Lebensmittelladen oder man schreibt einen Zettel für den Großeinkauf am Wochenende. Das setzt voraus, dass es diese Einkaufsmöglichkeiten gibt und dass man sie wahrnehmen kann, weil sie geöffnet und mit Waren ausgestattet sind, man über Transportmittel und auch Geld verfügt, das akzeptiert wird. Die Möglichkeiten des Alltags sind allerdings nicht überall gleich. Insofern sind Praktiken abhängig von den Strukturen, die sie in ihrem routinierten Vollzug reproduzieren, aber auch transformieren. Diese Strukturen unterscheiden sich insbesondere hinsichtlich regionaler Konstellationen von materieller Infrastruktur, sozialen Milieus und spezifischer Organisationszugriffe. Letztlich geben die organisationalen Ordnungsbemühungen den Anlass für die Formierung von Raum in Regionen (Kuhm 2000, 2003). Infrastruktur und die Bildung sozialer Milieukonstellationen folgen darauf hin, können aber auch Anlass für Ordnungsbemühungen sein.

Doch selbst in der kurzfristigen Unterbrechung des Alltags durch Außergewöhnliches (z. B. infolge von Lebensmittelskandalen), kann sich schnell ein neuer Alltag konstituieren, lassen sich die gleichen Handlungen in immer gleicher Weise vollziehen. Die Möglichkeit des Alltags ist darum nicht in erster Linie an *spezifische* sachliche, soziale oder zeitliche Bedingungen geknüpft, sondern ist durch die sich andauernd wiederholenden Handlungen zur Bewältigung fortdauernder Anforderungen bedingt. In der Perspektive auf die sich durch Routinen ergebenden Praktiken des Alltags geraten diese Bedingungen für die Wiederholbarkeit von Handlungen an verschiedenen Orten und Zeiten als eine Form der Frage nach sozialer Ordnung in den Blick (Giddens 1979).

¹¹ Husserls (1992: 196) Überlegungen zur Kontinuität als eine idealisierte Voraussetzung des Wissens haben Schütz und Luckmann (1979: 29) auf die Figur der Lebenswelt übertragen.

Solche wiederholten Handlungen füllen einen großen Teil Lebenszeit aus. Sie sind Ergebnis der lebenslangen unspezifischen Sozialisation und der spezifischen und zeitlich begrenzten Erziehungsphasen. Dabei werden bei der Sozialisation und Erziehung Informationen mit besonderer Relevanz aufgeladen, die sich in jeweils anderen, aber hinreichend ähnlichen Problemlagen bewähren. In diesem Sinne erweist sich der Wahrheitsgehalt der Informationen als andauernd gültig. Wissen ist darum als eine auf Erfahrung beruhende, kommunikativ konstruierte, kontextspezifische und konfirmierte Praxis zu verstehen (Willke 1999). Dessen Geltung löst sich von der Referenz des Mitteilenden ab und wird selbst gewusst, indem eigensinnige Sinnanschlüsse hergestellt werden. Die Eigenleistung der Sinnerzeugung wird dabei durch die Zurechnung auf die soziale Umwelt verdeckt (Polanyi 1985: 18 f.). Einübung mit hohen Wiederholungsraten komprimiert die Informationskomplexe. Sind einzelnen Informationskomplexe als praktisches Wissen erlernt, brauchen die einzelnen Elemente nicht mehr bewusst wahrgenommen werden. Sie werden als Schemata zusammengefasst und zu Routinen komprimiert, sie werden als Wissenskorrelat „monothetisch“ (Knoblauch 2005: 102 f.). Insofern erscheint das Soziale auf wissensabhängige Routinisiertheit, nämlich „sozial konventionalisierte, implizite Motiv/Emotions-Komplexe, die einer Praktik inhärent sind“ (Reckwitz 2003: 293), gegründet. Diese Determinierung wird unter Umständen als Interesse interpretiert, doch wird derartig impliziertes Wissen im Allgemeinen dann nicht mehr bewusst reflektiert und fällt auf diese Weise den begrenzten Aufmerksamkeitsspannen nicht mehr zur Last. Sie sind in diesem Sinne vergessen (Esposito 2002). Als Routinen werden die komplexen Voraussetzungen, Zwecke und Rechtfertigungen der Handlungsformen und -funktionen nicht mehr bewusst wahrgenommen. Erst wenn Wissen auf diese Weise zum Können transformiert wurde, kann das Individuum wieder über Gedächtniskapazitäten verfügen, um der ähnlichen, aber sich prinzipiell vom Ursprung unterscheidenden Situation adäquat begegnen zu können. In vielen Fällen ist die Implizierung des Wissens geradezu die Voraussetzung routinierten Funktionierens. Offensichtliche Beispiele sind dafür etwa Fahrradfahren, Schwimmen oder Rauchen.

Beim Scheitern einer Praktik können aber durchaus punktuell Alternativen erinnert werden, um weiter zu machen. Die Katastrophe tritt erst ein, wenn keine Alternativen möglich sind, sei es, weil die Zeit zu knapp ist, niemand helfen kann oder man schlicht das Gewusste nicht erinnern. Das routinierte Wissen wird nämlich in seiner Komplexität vergessen. Es wird damit impliziert und ist nur schwer oder gar nicht mehr explizierbar. Das Vergessen von Handlungsabläufen bedeutet dennoch nicht, dass Wissen abhandenkommt, nur weil es der Reflexion entzogen ist. Wissen und Können sind nicht am Vermögen bewusster Reflexion gebunden. Erst wenn sich Routinen praktisch wiederholt als ungeeignet erweisen, ergibt sich überhaupt ein Anlass für deren Thematisierung. Der praktische Routinekomplex entschema-

tisiert dann, weil er problematisch geworden ist. Doch dafür braucht es die Gelegenheit zur Muße (Oevermann 1996) – Zeit, um andere zu erreichen, sich zu erinnern oder in Gedanken zu experimentieren.

Im alltäglichen Handeln und dem so realisierten Erleben des Alltags sind die individuell spezifischen und doch in ihrer Wiederholung ununterscheidbaren Vollzüge zu routinierten Praktiken verfestigt. Weil mit den alltäglichen Lebensvollzügen die immer wieder anders anfallenden Komplexitäten effektiv reduziert werden, bieten sich nur hinreichend Anhaltspunkte zur Identifikation dessen, worum es geht. Auf diese Weise werden die Praktiken zu Stabilitätsmomenten, bündeln sie Erwartungen und schematisieren die jeweiligen Strukturmomente. Diese Schemata in ihrer situativen Spezifik zu erkennen und entsprechend aktuell in Praktiken umzusetzen, hängt nach Bourdieu (1985: 16 f.) von der Verfügbarkeit symbolischen Kapitals ab, also vom Vermögen, die vorgefundenen symbolisierten Erwartungen adäquat dechiffrieren, das heißt, unterscheiden und sinnhaft deuten zu können. Insofern sind Individuen nicht durch Normen und Intentionen determiniert. Vielmehr lässt erst ihre eigensinnige Bestimmung dieser Normen und Intentionen einen kontextadäquaten Einsatz ihrer ökonomischen, sozialen und kulturellen Möglichkeiten zu.

Praktiken als Routinen vorzustellen, schließt an das lebensweltlich gewendete Kontinuitätsideal des Wissens an. Der vorreflexive Modus der Praktiken ist an der impliziten Erwartung der Wiederholbarkeit geknüpft. Geformt werden die Praktiken jedoch von den bestätigten und kondensierten Wissensschemata, die sich zum Habitus, als einem „System verinnerlichter Muster“ (Bourdieu 1974: 143) oder „System dauerhafter Dispositionen“ (Bourdieu 1976: 164) verfestigen. Als Habitus werden Erwartungsbündel bezeichnet, die die schematisierende Wahrnehmung von Möglichkeitsräumen organisieren. Die individuelle Prägung dieser Erwartungen ist mitbestimmt durch Sozialisationserfahrungen und -instanzen, die in ihrer Mittlerfunktion kollektiv geltende Erwartungsmuster transportieren. So sind die Erwartungen im Sinne Bourdieus klassengebunden. Allerdings werden sie immer konkret individuell in Praktiken realisiert, wobei sich auf diese Weise erst die soziale Klasse als Habitusssystem reproduziert. Insofern lassen sich Habitus als Medien im Sinne eines Möglichkeitsraums vorstellen, die in den Praktiken konkrete, individualisierte Formen in Bezug auf die konkrete Situation annehmen.¹² Habitus ist mit Bourdieu Ausdruck sozialer Stratifikation und reproduziert diese als Struktur.

Bourdies Vorstellung zum Habitus als Modus der Reproduktion gesellschaftlicher Ordnung ähnelt damit der Strukturierungstheorie Giddens (1997). Struktur bezeichnet auch bei Giddens realisierte Erwartungen in Form von Regeln und Ressourcen, die den Modus ihrer eigenen Reproduktion vorgeben. Wie Struktur in ihrer Dualität zugleich als Bedingung und als Resultat vorgestellt wird, kann auch für Habitus diese Dualität behauptet werden. Die rekursive Realisierung dieser Struktur ist dann eben Praxis.

¹² Die Unterscheidung Medium und Form schließt an Heider (2005) und deren soziologische Wendung durch Luhmann (1997: 165 ff., 2001) an.

Beide Autoren, Bourdieu und Giddens, gelten darum (von der Sache her) als zentrale Gewährsmänner der Praxistheorie (Reckwitz 2003).

Indem Weinbach (2004) den Habitusbegriff Bourdieus mit Luhmanns Personenbegriff vergleicht, gibt sie Ersterem eine Wendung, die über Bourdieus stratifikatorische Zurichtung hinausweist. Als schematisierte, aber eigensinnige Vermittlung zwischen Gesellschaft und Individuum ähnelt der Habitus der Form Person als strukturelle Kopplung von Bewusstsein und Kommunikation, also von Psyche und Gesellschaft unter Bezugnahme auf den Körper. Die Kopplung findet dabei ihren spezifischen Ausdruck hinsichtlich der spezifischen – in Luhmann'scher Diktion funktional differenzierten – Referenzen, indem der Mensch als eine Person entsprechend der Rollenerwartungen ausgeformt erscheint. Die daran ansetzenden simplifizierenden Selbstbeschreibungen eines Individuums sind darum als eine Vielzahl von Identitäten zu denken, deren Kohärenz im Sinne reduzierter Individualkontingenzen stets nur vorläufig und in narrativen Selbstpräsentationen, wie etwa Biografien, hergestellt wird (dazu Fischer-Rosenthal 2000). Auf diese Weise ist an Vorstellungen Elias' (1988) anzuschließen, der nicht wie Bourdieu die Kongruenz des Individuums mit einem Habitus und einer korrespondierenden Identität nahelegt. Er führt aus, dass Individuen kontextgebundene, je nach ihren spezifischen Bezügen auf Wirkgemeinschaften verschiedene Habitus eigen sind und somit über eine Vielzahl identitärer Beschreibungsmöglichkeiten verfügen, die ihre Individualität auszeichnen. Die Praxis bezeichnet darum die Einheit differenter und inkongruenter Praktiken, womit sich ein Hinweis für die Erklärung der vielfach beobachteten widersprüchlichen Handlungsweisen mit Bezug auf die Umweltprobleme andeutet.

Die jeweiligen Habitus des Individuums können dann als *Movens* der jeweiligen Situation angemessenen Praktiken im Sinne einer reproduzierenden Vermittlung individueller und gesellschaftlicher Erwartungen betrachtet werden. Rückkopplungen über die Angemessenheit der Praktiken erfährt das Individuum nicht zuletzt über seine Emotionen. Denn in ihrer Vorreflexivität können Praktiken nur schwer expliziert kommuniziert werden, da sie genau dann ihren Routine-Status verlieren. Die Selbstverständlichkeit der Praktiken erhält stattdessen über den Bezug auf Körper durch Emotionen unmittelbare Rückmeldungen (John 2008: 51 ff., John 2012). Diese Emotionen bestätigen, irritieren und informieren dann Individuen über ihre Praktiken, wodurch diese, die ja zunächst mit dem lebensweltlichen Wiederholungsideal auf Dauer gestellt sind, sich trotzdem ändern können.

Die körperbezogenen, emotionalen Rückmeldungen stabilisieren routinierte Praktiken oder animieren durch Irritation zum Wandel, um damit ihre Wiederholbarkeit zu sichern. Dabei sind Praktiken wandlungsinduzierende Strukturmomente eingeschrieben, weil diese nämlich immer „interpretativer und methodischer Unbestimmtheit, Ungewissheit und Agonalität“ unterliegen (Reckwitz 2003: 294), was zu kontextspezifische Umdeutungen führt. Ändert sich der jeweilige Kontext der Praktiken überraschend,

können sie scheitern, weil sie nicht angemessen sind. Die prinzipielle Offenheit der Zukunft und die Dauerhaftigkeit des Vollzuges von Praktiken machen Verschiebungen ihres Sinns wahrscheinlich, weil sich der sie antreibende Habitus durch Erfahrungen verändert. Die kontextspezifischen Habitus schlagen sich in Praktiken nieder, die selbst nicht widerspruchsfrei sein müssen. Zwar erfolgt die Vermittlung der Vielfalt über sachliche Bezüge einerseits und über die Konstruktion von Zugehörigkeit andererseits, doch sind diese Bezüge selbst ja immer nur temporale Fixierungen, die zugunsten aktueller Bezüge zurücktreten. Die dauernd mitgeführte Selbstreferenz im Hinblick auf die fremdreferenziellen Erwartungen zwingt das Individuum daher sich selbst andauernd zu bestimmen, was bei hinreichender Reflexivität die Form von „life-politics“ annehmen kann, mit der sich Individuen gegenüber Zumutungen der Fremderwartungen mit ihrem Selbstentwurf behaupten (Giddens 1991). Die Konstitution und Konfirmierung von Zugehörigkeiten bildet dabei den Katalysator für die Selbstentwürfe (dazu John 2008). Dabei aber verformen sich sowohl Habitus als auch die zugehörigen Praktiken. Im individuellen Umgang mit den widersprüchlichen Anforderungen durch Praktiken ergibt sich Eigensinn, der als Subjekt markiert oder als Person adressiert werden kann. Die individuelle Sozialisation sowie Inter- und Intra-Milieukarrieren bilden darum Bedingungen für die individuelle Ausformung der Praktiken, die immer kollektiven Erwartungen folgen, also habitualisiert sind.

Insofern bietet der Umweltbezug als Ausweis von Nachhaltigkeit einerseits eine mögliche symbolische Markierung von Zugehörigkeit, die aber andererseits keinen zwingenden Charakter annimmt, solange die mit der symbolischen Markierung gemeinten Werte nicht eigensinnig zur Geltung gebracht werden. Dafür bedarf es nach Brand (2009) bestimmter Bedingungen, die außerhalb der den Praktiken inhärenten Veränderungsanlässe zu verorten sind. So können skandalisierende oder dramatisierende Medienberichte zur Unterbrechung etablierter Praktiken führen. Ebenfalls können strukturbezogene politische Maßnahmen zur Veränderung anregen, sodass schon vorhandene Nischenpraktiken sich breit etablieren können. Dies muss begleitet werden durch übergreifende Allianzen im Sinne bestimmter – hier nachhaltiger – Wertsetzungen, wodurch sich ein entsprechendes Regime von Erwartungen verfestigt. Dabei muss gewährleistet sein, dass etwa die politischen Maßnahmen als Anreize greifen können, indem sie an den tatsächlichen, das heißt, auch milieuspezifischen Alltagsproblemen anschließen. Schließlich ist dann auch die zeitnahe Reflexion der Politik über die Folgen ihrer politischen Maßnahmen angezeigt.

Fraglich ist allerdings, inwiefern Praktiken, insbesondere Alltagspraktiken mittels der orientierenden Informierung durch einen Wert wie Nachhaltigkeit zu verändern sind. Nicht nur der Stellenwert dieser Ausrichtung auf Umweltbelange ist fraglich. Auch der Inhalt von Nachhaltigkeit im normativen Sinn ist alles andere als eindeutig. Insofern müssen mögliche Sinnanschlüsse zwischen Nachhaltigkeit und Praktiken identifiziert werden, die nicht jenseits der etablierten Alltagspraktiken liegen. Schließlich sind Hinweise auf die internen und externen Anlässe des Wandels von routinierten Praktiken zu klären, wie die-

ser in einer spezifisch durch Nachhaltigkeit informiert ablaufen kann. Erst dann kann nach den möglichen Stellenwerten der Umweltorientierung für die Alltagsroutinen gefragt werden.

Nachhaltigkeit als Norm und als Aspekt der Strukturreproduktion

Die Bedingung der Möglichkeit des Alltags ist die Wiederholbarkeit der Handlungen zur Bewältigung alltäglicher Anforderungen. Von daher lässt sich mit der Perspektive auf den Alltag das Problem der Nachhaltigkeit als eines der alltäglichen Lebensgestaltung formulieren. Dies kann dann als eine Aufgabe begriffen werden, die tatsächlich individuell zu lösen ist.

Nachhaltigkeit ist als Möglichkeit des idealisierten Fortdauerns eine strukturelle Bedingung von Praktiken, auf die sie sich aber in Hinsicht auf die Umweltprobleme als normative Orientierung beziehen sollen. Wie ist die Stellung von struktureller zu normativer Nachhaltigkeit dann vorzustellen? Wie kann die implizite Voraussetzung zur expliziten Orientierung werden, ohne dass die notwendige Implizität der routinierten Praktiken sich in der thematisierten Problematisierung aufhebt und damit aufhört, Praktik zu sein?

Wie im folgenden Abschnitt erörtert wird, treten strukturelle und normative Nachhaltigkeit beim Umweltbezug in ein paradoxes Verhältnis. Die Paradoxie zwischen Struktur und Norm gilt es so zu differenzieren, dass daraus handlungsleitende Orientierungen oder die Innovativität der Praktiken zu gewinnen sind. Dafür rahmt im Folgenden zunächst ein pointierter historischer Überblick über die Genese des normativen Nachhaltigkeitsbegriffs die Diskussion, um von hier aus Anhaltspunkte für die Möglichkeiten einer differenzierenden Entparadoxierung zu finden.

Nachhaltigkeit als politische Norm

In all seiner Vielfalt und hartnäckigen Unbestimmtheit weist der Begriff Nachhaltigkeit darauf hin, dass die Gesellschaft die Möglichkeit ihrer Existenz nicht mehr stillschweigend voraussetzen kann. Ihre Umwelt wurde ihr zum Problem, sodass sich das Ideal des Fortdauerns als Illusion erweist. Damit aber wird die Lebenswelt, das Vertraute fremd. Die Praktiken des Alltags geraten potenziell in eine Krise. Jedoch schlägt sich dieses Potenzial alltäglicher Krisen kaum im Alltagsleben nieder. Stattdessen treffen Problematisierungen weitestgehend auf praktische Ignoranz. Der Alltag läuft einfach weiter: Schon erscheint das Problematische der Umwelt heute selbstverständlich.

Historisch betrachtet, handelt es sich um ein noch junges Verständnis der Endlichkeit der Ressourcen der Gesellschaft, welches – erweitert man die Perspektive von Deutschland auf Europa und dann auf die Welt – nicht einmal als global durchsetzungsfähiges, praktisches Wissen gelten kann. Das Umweltproblem hat seine Konkretisierung unter vielen Namen erhalten: schmutzige Flüsse und Seen, saurer

Regen und sterbender Wald, Atomstrom und Öl, Smog und Feinstaub, Bleigehalt der Luft, FCKW und Ozonloch, CO₂ und globaler Klimawandel. All diese Phänomene lassen sich auf die seit Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzende Industrialisierung zurückführen. Die ersten modernen Aktivitäten des Umweltschutzes wurden davon angetrieben. Durch weitflächige Umzäunungen, Kanäle, Eisenbahnlinien und Telegrafmasten zerschnittene Landschaften, durch Tunnel und Schächte aufgerissenes Erdreich, die Menschen anhäufenden großstädtischen Moloche mitsamt ihrer rauchenden Fabriken provozierten die Radikalisierung des bis dahin schon romantisieren Begriffs der Natur zu einer geradezu antimoderne Kampfmetapher¹³, die dann von jeder Ideologie aufgesogen und eigenwillig bedeutet wurde (siehe etwa Linse 1986). Doch war diese Art des Naturschutzes, der Lebensreform und antimodernen Abkehr trotz schwärmerischer Begeisterung für manchen Protagonisten, für administrative Reaktionen etwa bei der Einrichtung von Naturparks oder Naturschutzaufgaben beim Autobahnbau und trotz der Verankerung des Naturschutzes als Artikel 150 in der Verfassung der Weimarer Republik marginal. Nach den Verheerungen durch den Zweiten Weltkrieg stieg die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Industriestaaten bis etwa 1960 rapide an. Dieses Wachstum wirkte sich auf den Wohlstand der Bevölkerung aus, die jetzt erst in die Lage kam, massenhaft im Überfluss angebotene Produkte zu konsumieren.

Nicht die schon sichtbaren Verschmutzungen von Luft und Gewässern, sondern die Energiekrise, ausgelöst durch das Öl-Embargo der OPEC-Staaten im Jahr 1973, führte die Ressourcenabhängigkeit des westlichen Lebensstils der breiten Bevölkerung vor Augen. Zwar fiel die vor allem industrielle Verschmutzung der Umwelt auf, doch führte dies bis Ende der 1960er Jahre nicht zu durchgreifenden Konsequenzen bis etwa in (West-)Deutschland das Umweltthema ab 1969 als Politikfeld durch die Brandt-Regierung etabliert wurde.

Die Wahrnehmung der Zeichen einer Ressourcenkrise schlug sich nicht nur in nationalen Politikbemühungen der Industrieländer nieder, sondern führte auch zur Etablierung von Umweltgruppen und der intellektuellen Thematisierung des Umweltproblems. Letztere brachte Marksteine hervor die, letztlich den Weg zum heute populären Begriff der Nachhaltigkeit wiesen. Zuerst erschien 1972 der Bericht des Club of Rome zu den „Grenzen des Wachstums“ (Meadows u. a. 1972), der vom „Brandt-Report“ 1980 und vom Palme-Report 1983 gefolgt wurde. Diese und weitere Dokumente führten schließlich 1983 zur Bildung der UN-Kommission für Umwelt und Entwicklung, die 1987 den Bericht „Our Common Future“ veröffentlichte (Brundtland u. a. 1987).¹⁴ Dieser Bericht gilt als die eigentliche Gründungsurkunde des weltweiten Nachhaltigkeitsdiskurses, denn die hier gegebene Definition nachhaltiger Entwicklung ist auch heute noch ein Maßstab für diesen Diskurs.

¹³ Auf die Problematisierung der Ernährung infolge der amerikanischen Industrialisierung siehe Gusfield (1992), für den mit Natur korrespondierenden Heimatbegriff und der antimodernen Heimatbewegung in Deutschland siehe Knaut (1991).

¹⁴ Die Kommissionsvorsitzende und damalige norwegische Ministerpräsidentin Brundtland gab dem Bericht seinen Namen.

In der Folge wurde die Konferenz der Vereinten Nationen über Umwelt und Entwicklung, die sogenannte Rio-Konferenz 1992 einberufen. Unter dem Motto „Global denken – lokal handeln!“ wurden die teilnehmenden Länder mit der „Agenda 21“ zur Ausarbeitung nationaler Nachhaltigkeitskonzepte und zur Bildung nationaler Agendaprozesse, den lokalen „Agenda 21“-Initiativen, aufgerufen. Im Kapitel 28 heißt es dazu, dass die Kommunalverwaltungen konsensual mit der lokalen Bevölkerung Ziele für die Umsetzung der Agenda 21 auf lokaler Ebene erreichen sollen.

In Deutschland setzte der lokale Agenda 21-Prozess im breiteren Umfang erst ab 1994 ein. Der Rat für nachhaltige Entwicklung wurde 2001 gegründet. Er berät seitdem die Bundesregierung in Fragen der Nachhaltigkeit und verfasst Fortschrittsberichte. Auf den bisherigen Nachfolgegipfeln der Weltkonferenz von Rio de Janeiro wurde der in Deutschland und weltweit schleppende und inzwischen ermüdete Agenda 21-Prozess angemerkt.¹⁵ Vor der Jubiläumskonferenz 2012 werden wiederum Bilanzen gezogen und Impulse für die Zukunft erwartet.

Der sogenannte Brundtland-Bericht führte aus, dass die weltweit erfahrbaren Umwelt- und Armutsprobleme Formen einer Krise der Moderne seien, also ursächlich zusammengehören. Notwendig sei darum „to make development sustainable to ensure that it meets the needs of the present without compromising the ability of future generations to meet their own needs“ (Brundtland u. a. 1987: 24)¹⁶, wobei es auf einen Wandel des Verhaltens ankommt, um verschiedene Bedürfnisse zu harmonisieren und das Potenzial zu ihrer Befriedigung zu vergrößern. Die so definierte nachhaltige Entwicklung zielt auf intra- und intergenerationale Gerechtigkeit durch Verhaltensänderungen.

Diese Impulse wurden auf der Rio-Konferenz 1992 in der dort verabschiedeten Agenda 21 weiter in 28 Kapitel konkretisiert. Die ersten drei Teile der Präambel der Agenda 21 wurden zum Drei-Säulen-Modell der Nachhaltigkeit gebündelt (Enquete-Kommission 1998), der in Deutschland wohl populärsten Darstellung der Grundsätze von Nachhaltigkeit: Teil 1 der Präambel „Soziale und wirtschaftliche Dimension“ wurde zur Säule „Ökonomie“, Teil 2 „Erhaltung und Bewirtschaftung der Ressourcen für die Entwicklung“ zur Säule „Umwelt“, Teil 3 „Stärkung der Rolle wichtiger Gruppen“ zur Säule „Soziales“. Ausgangspunkt dieses Modells ist es, dass alle Säulen gleichermaßen wichtig für die nachhaltige Entwicklung sind.

¹⁵ So mit dem vom BMU/UBA und der Bundesstiftung Umwelt geförderten Projekt „Rio20+ vor Ort – Bestandsaufnahme und langfristige Zukunftsperspektiven lokaler Nachhaltigkeitsprozesse in Deutschland“ (<http://projekte.izt.de/rio-20-vor-ort>, 5.3.2012). Den Umfang der Entwicklung lokaler Agenda 21-Prozesse (LA21-Prozesse) in Deutschland geschweige denn der weltweiten Initiativen ist nur schwer abzuschätzen. Nicht nur ist die Qualität der Zahlen fraglich. Auch das Verständnis über den Agenda-Prozess divergiert stark, wie Ruschkowski (2002) vor einem Jahrzehnt bemerkte. Ob sich das inzwischen verändert hat, werden die aktuell laufenden Untersuchungen zeigen. Für 2002 schätzte man cirka 10.000 LA21-Prozesse weltweit, für 2006 hatten etwa 2.600 deutsche Kommunen die Entwicklung einer Lokalen Agenda beschlossen. Jedoch wird die quantitative Tendenz inzwischen als rückläufig angenommen.

¹⁶ Die deutsche Fassung wurde vom Kommissionsmitglied Volker Hauff herausgegeben. Das Zitat findet sich in Hauff (1987: 46).

Die inhaltliche Ausgestaltung nachhaltiger Entwicklung tritt heute im Wesentlichen hinter die unter der Nachhaltigkeitsprämisse operierende politische Gestaltung konkreter Bezugfelder zurück. Solche Bezugfelder sind etwa die Konsumbereiche Ernährung und Mobilität oder Energie- und Wassernutzung (Jörissen u. a. 1999), wohingegen in Entwicklungsländern primär Bildung und Armutsbekämpfung Ziele der Agenda 21-Prozesse sind.

Die Gestaltung der Lebensbereiche unter Bezug auf die Nachhaltigkeit setzt auch die konkrete Bestimmung von Nachhaltigkeitszielen voraus. Zwar sind die Teile der Nachhaltigkeit in der Agenda 21 detailliert beschrieben, doch treten diese Details hinter den kompakten Säulen immer mehr zurück. Im Unterschied zur Bestimmung von Nachhaltigkeit als einer Einheit der drei Aspekte Umwelt, Wirtschaft und Soziales bietet die Bestimmung des Brundtland-Berichts eine klarere Orientierung. Die Bemühungen der Enquete-Kommission führten einerseits zu Konkretisierungen hinsichtlich deutscher Verhältnisse, doch bei der Suche nach Entscheidungsmöglichkeiten andererseits auch zur inhaltlichen Engführung, was wiederum weitere Reduktionen oder Erweiterungen des Säulenmodells provozierte, die ausgehend von der Präambel der Agenda 21 so nicht notwendig geworden wären. Einsäulenmodelle betonen eher die ökologische Komponente bei Vernachlässigung der mit der Nachhaltigkeit gewonnenen Öffnung der ökologischen Frage weg von der Fokussierung des Umwelt- und Naturschutzes, was etwa auch als Konzepte der starken und schwachen Nachhaltigkeit diskutiert wird (Ott 2001). Ebenso kommt es zu einer Addierung weiterer Säulen etwa der politischer Institutionen oder der Bürgerbeteiligung. Dabei wird jedoch vernachlässigt, dass es sich beim Konzept der Nachhaltigkeit ohnehin um ein politisches Konzept handelt. Weiterhin gibt es Bestimmungen, die sich ganz vom Säulenmodell lösen und die schon in der Brundtland-Definition angelegte Frage der inter- und intragenerationalen Gerechtigkeit als Kernelement der Nachhaltigkeit betonen (siehe etwa Ekert 2011).

Die konsensuale Umsetzung nachhaltiger Entwicklung in den lokalen Agenda 21 Prozessen verschiebt die Frage in Bezug auf Nachhaltigkeit vom Was, der Gegenstandsbestimmung, auf das Wie, der Realisierung. Jedoch sind Gegenstandsbestimmungen und deren Realisierung miteinander verknüpft, wenn sich das Problem der Steuerung und Evaluation politisch entschiedener Entwicklungslinien stellt. In diesem Zusammenhang wurden verschiedene Nachhaltigkeitsstrategien vorgeschlagen (Huber 1995), die eher auf Effizienz hinsichtlich der Ressourcennutzung oder eher auf Resilienz hinsichtlich von Systemstabilität setzen. Weiterhin wurde demgegenüber die Orientierung auf Konsistenz als Strategieziel vorgeschlagen, bei der es auf die Schließung von Stoffkreisläufen ankommt oder aber auf Suffizienz im Sinne eines Verzichts oder der Einschränkung beim Ressourcenverbrauch.

Nachhaltigkeit der Struktur

Die Probleme bei der praktischen Umsetzung der Nachhaltigkeit forcieren heute die Debatte um Sinn und Nutzen dieser Idee von gesellschaftlicher Entwicklung in der Wissenschaft, der Wirtschaft und auch in der Politik. Ausgangspunkt bleibt die Feststellung des im Brundtland-Bericht adressierten Problems, nämlich der Zusammenhang von gesellschaftlichem Wohlstand und Ressourcennutzung sowie die Idee einer darauf abgestimmten nachhaltigen Entwicklung. Die normative Orientierung „Nachhaltigkeit“ erscheint allerdings in einer paradoxen Form, sodass diese nicht nur hinsichtlich ihrer Gültigkeit, also ihrer sozialen Verbindlichkeit bestimmt werden muss, sondern auch hinsichtlich ihres sachlichen Gehaltes.¹⁷

Mit Nachhaltigkeit ist *erstens* die positive Seite eines Wertes bezeichnet, der einen negativen implizit, der aber nicht mit eingeschlossen ist. Doch hängt dies wiederum von Bewertungen ab, die allenfalls politisch zwischen verschiedenen Interessen ausgehandelt werden müssen. Die Komplexität der mit Nachhaltigkeit angesprochenen Problembeschreibung globaler Wirkzusammenhänge der Gesellschaft und ihrer Umwelt übersteigen *zweitens* tendenziell die Lösungskapazitäten politischer Programme, sodass Verkürzungen unvermeidlich sind, was wiederum Kompromisslösungen eher unwahrscheinlich, wenigstens schwierig macht. *Drittens* handelt es sich bei der Bezeichnung nachhaltige Entwicklung um eine Tautologie, unterscheidet man bei Nachhaltigkeit die Folgenhaftigkeit von Entscheidungen von der normativen Bevorzugung. Um sie überhaupt erkennen zu können, müssen Veränderungen, erst recht intendierte Entwicklungen, Folgen haben; sie sind also immer nachhaltig – eben im nicht-normativen Sinne. Da aber mit dem normativen Nachhaltigkeitsbegriff nur die positive Seite von Nachhaltigkeit gemeint ist, kommt es zum Paradox einer nicht-nachhaltigen Nachhaltigkeit. Die theoretische Begründung des Nachhaltigkeitsbegriffs ist dabei nicht allein ein akademisches Problem. Sie hat auch praktische Folgen bei der Entscheidungsfindung und der Evaluation der Zielerreichung, was zur Fortsetzung des Nachhaltigkeitsdiskurses bei Vermehrung seiner Unübersichtlichkeit führt.

Festhalten lässt sich bis hierher, dass es sich bei Nachhaltigkeit um eine *politische* Norm handelt, an der Entscheidungen ausgerichtet werden können. Stellt dies einerseits eine Beschleunigung von Entscheidungen dar, weil die allgemeinsten Ziele durch die mit der Brundtland-Definition bezeichneten Norm der Nachhaltigkeit bestimmt sind, so werden die Probleme hin zur *Realisierung* verlagert, aufgrund der tendenziellen Indifferenz, Substitution und Extension der Nachhaltigkeitsaspekte oder -säulen und der Vielfalt der Strategien. Hier tritt die grundsätzliche Tautologie der Nachhaltigkeit, nämlich die der autologischen Setzung von Strukturkontinuität zutage, die durch die Definitionsversuche lediglich bei der Entscheidungsfindung verdeckt wird, um andernorts um so nachhaltiger aufzutreten, weil diese dann paradoxe Formen der Unbestimmbarkeit annimmt.

¹⁷ Dazu und dem Folgenden siehe die Überlegungen Fuchs' (2008).

Nachhaltigkeit erscheint so in zweierlei Hinsichten: Zum Einen bezeichnet sie einen *Wert*, zum Anderen betont sie beim Bezug auf Struktur deren *Stabilität*. Werden beiden Hinsichten zusammengezogen, verlangt die Norm, was ohnehin schon Strukturbedingung ist. Doch kann sich die Beobachtung der Erfüllung der Norm davon nicht leiten lassen, weil diese die strukturelle Fortsetzung als ihre eigene Bedingung voraussetzen muss: Ohne Struktur gibt es keine Beobachtung. Darum müssen strukturelle Nachhaltigkeit und die Norm immer in spezifischen Formen ausdifferenziert werden. Hier ist nicht zuletzt der Antrieb für die Unruhe der Nachhaltigkeitsdefinition und ihrer Aspektbestimmungen zu suchen.

Nachhaltige Praxis

In Bezug auf umweltaffine Praktiken der Alltagsbewältigung schlagen sich diese Begriffsprobleme praktisch nieder. Nachhaltigkeit als Forderung nach der Herstellung der Bedingungen für die Möglichkeit der Fortführung von Struktur entspricht sachlich der idealisierten Kontinuität des Alltags im lebensweltlichen Hintergrundwissen (Schütz/Luckmann 1979). Alltag bestimmt sich unmittelbar aus der Wiederholbarkeit der Lösung täglich anfallender Probleme. Praktiken sind darum auf die Möglichkeit ihrer Wiederholung angewiesen, sonst geraten sie in eine Krise, die Alternativen erfordert. Praktiken laufen routiniert ab. Als Können sind sie vorreflexive Anwendungen impliziten Wissens. In ihrer Vorreflexivität sind Routinen darum auch keinen Entscheidungen ausgesetzt. Der sich andauernd wiederholende, praktische Erfolg der Alltagshandlungen macht diese nicht mehr nötig, lässt sie in den Hintergrund bewusster Aufmerksamkeit treten. Darum bleibt der strukturelle Nachhaltigkeitscharakter der Praktiken auch unreflektiert.

Wird Nachhaltigkeit jedoch als Norm an die Praktiken herangetragen, wirken sie wie Anregungen zur Entscheidung. Die normative Nachhaltigkeit unterbreitet ein Sinnangebot, das die idealisierte Fortdauer und Wiederholbarkeit alltäglicher Praktiken zum Thema macht. Wird Nachhaltigkeit zum Thema, tritt die lebensweltliche, vertraute Hintergrundannahme als informierende Norm den Praktiken gegenüber. Vertrauen in die Nachhaltigkeit der Praktiken als selbstverständliche Bedingung ihrer Fortführung wird zum Unvertrauten, dem gegenüber man sich mit Entscheidungen verhalten muss. Normative Nachhaltigkeit ist insofern bloß Anlass für die Thematisierung von Praktiken hinsichtlich deren Umweltaffinität. Sie hebt diese aus ihren vertrauten Einbettungen im Alltag und in der Kontinuitätsidealisation heraus. Damit werden Praktiken aber prekarisiert, denn Entscheidungen laufen immer auf das Risiko von Erfolg und Scheitern hinaus. Normative Erwartungen müssen darum kognitiv behandelt werden¹⁸: Es geht dabei um das Abwägen von Handlungen, deren Erfolg offen ist, weil dieser sich erst in der unbekannteren Zukunft erweisen wird. Insofern handelt es sich bei der normativen Nachhaltigkeit als Orien-

¹⁸ Unter Bezug auf Harrison/March (1984) siehe Cevolini 2012 (im Druck).

tierung auf eine umweltaffine Gestaltung der Alltagspraktiken um explizite Variationsanlässe. Auf welche Weise aber diese Wertsetzungen zu Entscheidungen über Veränderungen anregen und an welcher Stelle Nachhaltigkeit bei der Transformation der Alltagspraktiken zur Wirkung kommt, muss hinsichtlich der Veränderbarkeit von Routinen diskutiert werden.

Innovativität der Routinen: Veränderung des Beständigen als beständige Veränderung

Indem Praktiken auf Wiederholung angelegt sind, stehen sie Veränderungen tendenziell entgegen: Ihre andauernde Wiederholung ist Kennzeichen ihres Erfolges. Die Redundanz aber kann nicht durch bloßes Beharren erreicht werden, sondern ist auf inhärente Variation angewiesen. Denn nur die wandlungsinduzierenden Strukturmomente der Praktiken ermöglichen Reaktionen auf Veränderungen der Umwelt, die noch unterhalb bewusster Reflexion stattfinden kann und so den Praktiken ihren Status als Routinen bewahrt. Dieser Wandel geschieht unproblematisch, da er zu keiner Problemformulierung animiert und darum keine Entscheidungen impliziert. Routinierte Alltagspraktiken vollziehen sich unauffällig im Wandel. Auf welche Weise sind dann aber Alltagspraktiken in bestimmter Hinsicht zu verändern oder sind gar strukturelle Änderungen durch eigenwillige Praktiken zu erwarten? Können Praktiken in dem Sinne innovativ sein, dass sie folgenreiche Veränderungen in Gang setzen? Wie ist das Paradox, reflektierte Entscheidungen hinsichtlich unreflektierter Erwartungs- und Handlungsschemata zu treffen, so zu bearbeiten, dass diese ihren routinierten Charakter nicht verlieren und Praktiken bleiben?

Innovation gibt dem Wandel der Praktiken eine über die iterierende Anpassung an Strukturbedingungen hinausgehende Richtung. Nun sind Praktiken aber nicht ohne Weiteres als Innovation vorzustellen. Markiert Innovation nämlich explizit Veränderung, stehen Praktiken trotz aller Veränderlichkeit für stabile Verhältnisse. Werden als Innovation bevorzugt Artefakte bezeichnet, so sind Praktiken allein Handlungsvollzüge. So kann im ersten Zugriff die Beziehung zwischen Innovation und Praktiken in der alten Differenz von Prozess und Produkt vorgestellt werden. Doch ist hier – neben der in der Beobachtung empirisch nicht rechtfertigungsfähigen Unterscheidung – fraglich, inwiefern die auf Redundanz zielende Reproduktion von Struktur durch Praktiken zu intendierten Strukturstörungen führen kann, die eine umfassende Transformation der Struktur anstoßen. Solch ein Innovationsprozess hebt die Verhältnisse, welche die Praxis konstituieren, auf, um an deren Stelle andere zu etablieren. Selbst wenn Innovation auf Praktiken zurückgreifen kann, löst der Innovationsprozess vorhandene Praktiken in expliziter Reflexion weiterer Möglichkeiten auf, um eventuell alternative Praktiken und damit eine neue Praxis zu etablieren. Wie ist dann die Innovativität von Praktiken vorzustellen, wenn diese nicht bloß als Mittel zum Zweck, sondern selbst als Zweck in den Fokus des Wandels gerückt wird?

Um die Möglichkeit der Veränderbarkeit und gar Innovativität von Praktiken einschätzen zu können, muss der Innovationsbegriff strikt auf Prozesse statt auf Artefakte bezogen werden. Damit wird die Frage nach der operativen Anschlussfähigkeit von verändernden Prozessen aufgeworfen. Die Struktur gerät in den Blick, wenn nicht die Unterbrechung, sondern die Fortsetzung der Struktur mittels Durchsetzung des Anderen, der innovativen Alternativen, zum Thema wird. Das berührt auch unmittelbar die Frage nach der Möglichkeit struktureller Nachhaltigkeit, der Stabilisierung gewandelter Formen. Für Innovation und Nachhaltigkeit lässt sich so ein Zusammenhang behaupten, der sowohl der strukturellen als auch der normativen Nachhaltigkeit und damit dem Umweltbezug bei der Beobachtung von Praktiken einen Platz anweist.

Heute lässt sich feststellen, dass normative Nachhaltigkeit verlässliche Grundlage für Entscheidungsprozesse bietet, und zwar gleichermaßen in der praktischen Gestaltung oder in evaluierenden Beobachtungen. Als Wert erscheint Nachhaltigkeit sachlich divers, was deren partikulare Bindewirkung von Engagement zusätzlich prekär werden lässt. Das führt einerseits zu immer neuen Bestimmungsversuchen des Nachhaltigkeitsbegriffs andererseits zu Erweiterungen des Gegenstandsbereiches und zur Verknüpfung mit anderen Begriffen. So sind seit einiger Zeit Impulse zu verzeichnen, Nachhaltigkeit und Innovation aufeinander zu beziehen. Diese Bestrebungen werden primär aus der Perspektive der normativen Nachhaltigkeitsdebatte geführt. Die so angestrebte Aufladung des Nachhaltigkeitsbegriffs mit dem der Innovation deutet auf begriffliche Defizite, denen mit den bislang diskutierten Definitionen und Facetten der Nachhaltigkeit nicht beizukommen ist. Die Präzisierungsabsichten spiegeln die Probleme bei der praktischen Umsetzung der Nachhaltigkeit wieder. Doch bleibt Nachhaltigkeit zuallererst ein Wert und fungiert so als normative Setzung für Entscheidungshandeln. Die Geltung und Spezifizierung von Nachhaltigkeit bleibt damit aber immer noch der Aushandlung überlassen. Einerseits verliert damit der Begriff tendenziell seine Orientierungsfunktion, wenn diese an Aushandlungsprozessen delegiert wird. Andererseits ist Nachhaltigkeit als politischer Leitbegriff und Wert in der Geltung immer nur partikular zu bestimmen, das heißt, er dient der Abgrenzung einer kollektiv bindenden Agenda von den Agenden anderer Akteure: Die Konstruktion von (moralischer) Gegnerschaft ist dem Nachhaltigkeitsbegriff inhärent. Der Nachhaltigkeitsbegriff verliert durch seine so vollzogene Normalisierung aber auch an Kontur. Indem er als Bewegungsbegriff (Koselleck 2010) mobilisierend wirkt, zielt er auf soziale Bindung. Sein Gegenstandsbereich wird aber variabel und unterliegt wiederum der Bewertung; er ist entleert – aber normativ hochwirksam, er zeigt Tendenzen zur Ideologie.

Der Innovationsbegriff ist wie Nachhaltigkeit ein Begriff, der heute überwiegend und unbedingt bejaht wird. Doch mehr noch als letzterer erscheint Innovation in begrifflicher Hinsicht überaus unspezifisch. So erfährt Innovation ein breites Interesse nicht nur in der Wirtschaft, sondern auch in der Politik und in der Wissenschaft. Darüber hinaus ist dieser Begriff im alltäglichen und massenmedialen Gebrauch

weit verbreitet. Diese Popularität aber lässt den Begriff mehr noch als den der Nachhaltigkeit in seinen Konturen verschwimmen. Trotz der zahlreichen Definitionen und Bestimmungen kann Innovation nur eine Scheinevidenz vorweisen: Niemand weiß, was es ist, aber jeder weiß, was gemeint ist. Letztlich lassen sich alle differenzierten Präzisierungen des Innovationsbegriffs, wie etwa inkrementell-basal oder Produkt-Prozess, auf Neuheit reduzieren (Reichert 1994), womit aber mindestens die empirische Forschung zur Innovation mit dem Paradox der Neuheit belastet wird, was schließlich auch praktische Folgen für die wirtschaftlichen und politischen Steuerungsabsichten hat. So wird der Innovationsbegriff ob seiner Unbestimmtheit immer wieder auf die Bestimmung durch Schumpeter (1987a) zurückgeführt, der damit jedoch eine Erklärung ökonomischer Zyklen geben wollte. Die erst später von ihm als Innovation benannten Neukombinationen¹⁹, die die Form von Konsumgütern, spezifischen Produktionsmethoden, Absatzmärkten oder Bezugsquellen von Rohstoffen und Halbprodukten sowie von Monopolbildung oder -durchbrechung annehmen können, wirken als Konjunkturtreiber. Sie lösen den gewöhnlichen Wirtschaftskreislauf auf und etablieren einen neuen, wodurch die Neukombinationen ihr Neuheitsattribut verlieren. Entscheidend für die konjunkturrelevanten Kombinationen ist deren Durchsetzung am Markt und die Etablierung eines neuen Kreislaufs, womit eine Verlagerung der Gewichte der Marktteilnehmer einhergeht.

Schumpeters Definition ist in *sachlicher* Hinsicht nicht auf technische Artefakte, nicht auf Produkte beschränkt, sondern richtet sich auf den Produktionsprozess. In *sozialer* Hinsicht bezieht sich Schumpeter primär auf Wirtschaft, doch ist der Erfolg der neuen Kombinationen hier nicht hinreichend entschieden, es bedarf vielmehr des weiteren Anschlusses in der Gesellschaft. *Zeitlich* betrachtet ist der entscheidende Prozess der Neukombination allerdings unbeobachtbar, weil er irrelevant für die Konjunktur ist. Stattdessen lässt sich erst an der Wirkung auf die Konjunktur, das heißt, ex post eine Bezeichnung als Innovation erklären. Weder die sachliche Unbestimmtheit noch die uneingeschränkte Referenz und auch nicht die nachträgliche Bezeichnungspraxis sind für die Absicht Schumpeters ein Problem. Der Innovationsbegriff wird erst in Form einer Absicht von Planung problematisch: In all seiner Unbestimmtheit bietet nur der Ausweis der Neuheit überhaupt Anhaltspunkte für die Unterscheidung als Innovation. Doch ist diese selbst nur eine immer gegenwärtige Grenzmarkierung zwischen Vergangenheit und Zukunft, dem noch-nicht und nicht-mehr. Von hier aus lösen sich alle Differenzen auf, verweisen auf vorherige und folgende Ereignisse. Innovation erscheint dann nicht als Einzelphänomen, sondern entfaltet sich als ein komplexes Netzwerk von Ereignissen, die sich gegenseitig bedingen. Insofern erscheint Innovation als Synonym für sozialen Wandel, wodurch jede Fixierung unmöglich wird. Erst wenn man Innovation von sozialem Wandel und auch von Neuheit unterscheiden kann, lässt sich Innovation beobachten. Erst dann kann Innovation zum Gegenstand von Kontrolle und Steuerung werden,

¹⁹ In seinem Buch von 1911 (Schumpeter 1987a) findet sich der Begriff Innovation noch nicht, sondern taucht erst später, etwa 1927 in einer Artikel-Rezension auf (Schumpeter 1987b: 313).

die über die bloße Absicht, dem bloßen Willen zur Innovation hinausgeht. Bettet man Innovation in eine Perspektive sozio-kultureller Evolution ein, wird deutlich, dass damit eine Seite der Evolutionsfunktionen bezeichnet wird, nämlich die der Fortsetzung von Operation, Struktur und Kopplung. Das soziale Geschehen geht weiter und ist insofern zukunftsfähig (John 2012).

Von hier aus wird deutlich, dass Innovation wie Nachhaltigkeit im Zusammenhang der Planung und allgemeiner von Entscheidungen eine primär normative Orientierung ist. Hier geht es um die Bejahung des Neuen gegenüber dem Alten – Innovation stellt darum noch eine Steigerung des Neuen dar. Fraglich ist für beide Begriffe aber, inwiefern es möglich ist, mit ihrer Hilfe zunächst praktisch relevante, also verbindliche Unterscheidungen zu treffen, die Entscheidungen ermöglichen, sodass alternative Praktiken emergieren können.

Die Tauglichkeit von Begriffen entscheidet sich an ihrer Fähigkeit, etwas begründbar als für sie zutreffend und anderes als nicht zutreffend zu unterscheiden. Dies ist weder für Nachhaltigkeit und erst recht nicht für Innovation möglich, denn beide Begriffe wirken als Werte. Mit ihnen kann zwar richtig und falsch unterschieden werden, doch die Gültigkeit der zugrunde gelegten Werte hängt von weiteren Referenzen ab. Werte sind dann Projektionen, deren Voraussetzungen immer erst noch geprüft werden müssen. Indem aber zuerst ihre Gültigkeit erwiesen werden muss, sind Werte auch bestreitbar.

Als Werte zu wirken, bedeutet aber, dass sowohl Innovation als auch Nachhaltigkeit gegenüber Entscheidungen oder Handlungen zunächst als Gegenstände wirken (Luhmann 1993). Sie richten Entscheidungen und Gegenstände nach sich aus, sie werden durch Innovation und Nachhaltigkeit orientiert. Sie stellen relevante Irritationen dar, die informativ wirken. Durch solche Irritationen, wie sie sich in den Werten der Nachhaltigkeit und der Innovation ausdrücken, werden Planung und Reform veranlasst, wird allgemeiner sozialer Wandel voluntaristisch initialisiert. Strukturen und so auch praktischer Vollzug können damit auf Strukturveränderungen der Umwelt reagieren, die als relevant für den eigenen Strukturerhalt aufgefasst werden. Veränderungen der Umwelt sind erst dann relevant, wenn diese als relevante Informationen die Evolution der Binnenstruktur in Gang setzen. Maturana und Varela (1987: 113 ff.) bezeichnen den Wandel unter der Prämisse von eigensinnigen, autopoietischen Struktur-erhalt und entsprechenden Anpassungen an die veränderten Umweltbedingungen als strukturelle Drift. Dabei wandelt sich die eigene Struktur entsprechend mit der Umwelt, Struktur und Praktiken driften mitsamt der Umwelt evolutionär unvorhersehbar und doch determiniert.

Für soziale Strukturen kommt hier ein entscheidendes Lamarckianisches Element hinzu: Sie sind selbst-determiniert durch eigene Sinnbestimmung.²⁰ Nicht einfach die natürliche, blinde Selektion entscheidet über anfallende Variationen als zukünftige Strukturelemente. Die bewusste Determination durch Selbst-

²⁰ In diesem Sinne, wenn auch unter Vermeidung eines expliziten Verweises auf Lamarck siehe Gilgenmann und Schweitzer (2006: 352).

festlegungen mittels programmatischer Zwecksetzungen, früherer Entscheidungen oder anderer Strukturelemente schränkt den Möglichkeitsbereich wahrgenommener Variationen bereits ein. Entscheidungen über Zielfestlegungen reagieren nur auf bestimmte, nicht auf alle möglichen Impulse der Umwelt. Insofern ist die sozio-kulturelle Evolution anders als die biologische nicht frei von voluntativen Impulsen, die in ihrer Komplexität zu einer heute spürbaren Beschleunigung des gesellschaftlichen Wandels führen. Der Unbeherrschbarkeit und der Unvermeidbarkeit des Wandels werden absichtsvolle Bestrebungen entgegengesetzt, die eine strukturelle Drift des Sozialen in Gang setzen, für die auch Mertons Begriff der „self-fulfilling prophecy“ (1995) angebracht erscheint, ohne dass diese aber je auf volle Erfüllung hoffen könnte.

Werte schränken den Möglichkeitsbereich der Entscheidungen informativ ein, orientieren diese auf bestimmte Arten von Zukünfte. Ob diese Entscheidungen sich aber als zukünftig richtig erweisen, lässt sich nicht mittels gegenwärtiger Werte entscheiden, sondern zeigt sich erst in der Zukunft bei der weiteren Bewertung durch die Gesellschaft.

Wie Nachhaltigkeit immer auch die Form einer negativen Nachhaltigkeit, etwa als nicht-nachhaltige Entwicklung, einnehmen kann, wenn die strukturelle Form auf die normative bezogen wird, so existiert auch die Figur der gescheiterten Innovation. Beide Begriffe erscheinen vor dem Hintergrund ihres normativen Charakters als Paradoxien. Sie sind in den normativen Begriffen von Nachhaltigkeit und Innovation nicht enthalten, gleichsam unmöglich. Doch kann man sehr wohl anhand der Reboundeffekte von Strategien der Ressourceneinsparung und Effizienzerhöhung im Namen der Nachhaltigkeit, anhand der durchaus negativen Effekte mancher Innovationen auf diese Formen real verweisen: Sie erweisen sich als Widerstände gegenüber den normativ geprägten Erwartungen. Hier geraten die Begriffe in Bewegung und bewegen ideologisch motivierte Deutungskämpfe.

Angesichts dieser Situation ist eine Reformulierung beider Begriffe angezeigt, die gerade vom Versuch einer gegenseitigen Beglaubigung von Nachhaltigkeit durch Innovation und umgekehrt motiviert ist.²¹ Anstatt Innovationen als kausal determinierte Artefakte aufzufassen, und entsprechende Beobachtungen anzustellen, gilt es, die Aktivitäten von Organisationen zu beobachten, die eben die Erzeugung solcher Artefakte zum Ziel haben. Die Artefakte können dabei alles umfassen, wie schon Schumpeter (1987) Konjunkturtreiber bestimmte. Darin aber besteht gerade nicht das Wesen der Innovation. Innovation ist kein Ding, kein neuartiges Arrangement bekannter und unbekannter Elemente, nicht einmal eine daraus resultierende Lösung etwaiger Probleme. Achtet man aber auf die Aktivitäten, die zu Veränderungen führen, fallen weniger die mehr oder weniger kontingenten Resultate unterdeterminierter Planungsprozesse auf, als das sich in den Resultaten widerspiegelnde Problemlösungsverhalten.

²¹ So schon in Bormann/John/Rückert-John (2011).

Drucker (2007) hob diesen Sachverhalt mit Bezug auf das Unternehmertum wieder hervor und spitzte ihn zur Bestimmung modernen Managements im Sinne einer Technologie der Führung nicht nur von wirtschaftlichen, sondern ebenso von administrativen oder sozialen Organisationen zu. Zentrale Aufgabe des Managements ist die Suche nach Chancen für die Organisation in einer sich ständig wandelnden Gesellschaft. Die Variation im Anschluss an die Bestimmung von Chancen bezeichnet Drucker wie schon Schumpeter (2010: 110) vor ihm als die unternehmerische Seite des Managements. Das Suchen und Nutzen von Chancen als organisationale Möglichkeiten macht darum Innovation aus, die der Unternehmer praktiziert (Drucker 2007: 31). Von hier aus aber lässt sich Druckers Innovationsbegriff vom organisationalen Management lösen als eine Eigenschaft der Perzeption von Problemen, die innovativ nicht als strukturelle Störungen, sondern als Chancen wahrgenommen werden.

Die durch Drucker unterschiedenen kontextspezifische Quellen innovativer Möglichkeiten können mit einiger Modifizierung auch für die Betrachtung des Wandels von Praktiken gelten: So stellt auch hier das Unerwartete, sei dies als Erfolg oder als Scheitern erfahren, eine Herausforderung dar. Die Diskrepanz zwischen Erwartung und tatsächlichen Zuständen kann ebenso die Aufmerksamkeit auf Chancen lenken, wie die sich wandelnden Erfordernisse und Möglichkeiten in der relevanten Umwelt. Ebenfalls kann das eigene Altern, eine damit einhergehende Verschiebung der Wertepräferenzen sowie neues Wissen Anlass für Reflexionen über bisherigen Praktiken bieten, doch ist es wahrscheinlicher, dass diese in ihrer allmählichen Veränderung eher unbemerkt bleiben. Diese Anlässe als Chancen zu nutzen, bedeutet innovativ zu sein. Im kreativen Zugriff auf die Störungen lässt sich eine Innovativität der Praktiken der Produktion oder Konsumption erkennen. Innovation ist dabei – und das ist der eigentliche Punkt – keinesfalls als Produkt, ob Artefakt oder Dienstleistung, zu verstehen, sondern als Prozess der Durchsetzung eines im Nachhinein als Innovation bestimmbar Artefakts. Dieser Prozess zeichnet sich durch seine *Innovativität* aus, mit der in spezifischer Weise Chancen als Wirkmöglichkeiten für vorgegebene Zwecke wahrgenommen werden, womit sich struktureller Wandel in Gang setzt.

Nachhaltigkeit verleiht als Wert den daran anschließenden Entscheidungen normative Orientierung. Diese Norm setzt auf bestimmte Formen eines folgenreichen Strukturwandels. Hier berühren sich nun Innovation und Nachhaltigkeit, ohne aber zu konvergieren. Die Paradoxie der Nachhaltigkeit, wie sie sich in der ausgeblendeten Form der nicht-nachhaltigen Nachhaltigkeit ausdrückt, lässt sich bearbeiten, indem der Strukturwandel von seiner normativen Bewertung unterschieden wird. Entbindet man den Nachhaltigkeitsbegriff also von seiner Normativität, wird die im Begriff mitschwingende Normativität in ihrer Partikularität, in ihrer Perspektivenabhängigkeit reflektierbar und damit dann erst vermittelbar für eine ressourcenschonende, sozial folgenreiche Praxis.

Jenseits der Normativität zielt der Bedeutungskern der Nachhaltigkeit auf operative Fortsetzung, auf Dauerhaftigkeit und Stabilität von Strukturen. Den normativen Gehalt von Nachhaltigkeit als Leitbild

zu reflektieren, wird möglich, indem der positive wie negative Wert im Bezug auf partikular formulierte Normen beobachtet werden kann. Aus Nachhaltigkeit als normativer Selbstbeschreibung kann so ein empiriefähiger Reflexionsbegriff gewonnen werden. Indem dieser inhaltlich auf Strukturstabilität fokussiert, ist er in der Lage, die normativen Ziele der Leitbilder und die spezifischen Perspektiven, die zu ihrer Formulierung führten, in den Blick zu nehmen.

Nachhaltigkeit als Reflexionsbegriff im Hinblick auf Strukturstabilität, die die Zukunft von Gesellschaft ermöglicht, lässt sich nun etwa als Kriterium des Erfolges transformatorischen Wandels formulieren. Im Anschluss an das Kriterium der Innovativität lautet die Frage, auf welche Weise der Wandel der jeweiligen Praktiken in der Umwelt stabilisiert werden kann. Zielt Innovativität auf die durch normative Leitbilder veranlasste Veränderung der Umweltbedingungen, richtet sich Nachhaltigkeit auf die Stabilisierung dieser veränderten Strukturen; es geht hier also um den Erfolg nicht-trivialer Transformation (Baecker 1998), das heißt eines koevolutionären Wandels. Der Begriff der Nachhaltigkeit lässt sich so zum Zweck der Beobachtung von Organisationsprozessen mit dem Begriff der ‚Verstetigung‘ im Sinne von Stabilitätssicherung verknüpfen.

Der Erfolg der Stabilitätssicherung in Transformationssystemen lässt sich anhand von vier Dimensionen – Tiefe, Aufrechterhaltung, Verbreitung und Akteurswechsel (agency shift) – beobachten (Coburn 2003), die dicht an die Kriterien der Forschung zur Innovationsdiffusion anschließen: Tiefe bezeichnet die Qualität des Wandels. Hierbei geht es um die gewandelte alltägliche Praxis, also um den Wandel von Praktiken in bestimmten Handlungsfeldern, samt des tragenden Strukturgerüsts von Erwartungen bis hin zu deren formaler Fixierung. Dabei soll es darauf ankommen, dass sich die Protagonisten nicht nur opportunistisch auf die Transformation beziehen, sondern diese mittragen und hinsichtlich der Gestaltung von Interaktionen und Prinzipien nicht alternieren. Die Bestandssicherung der gewandelten Strukturen bezieht sich auf die Fortdauer der Geltung der initiiierenden Normen. Die Verbreitung dieser transformierten Praktiken zielt nicht primär auf die nominelle Zunahme der Akteure als Unterstützer des transformatorischen Leitbildes, sondern auf die Einführung dieser Norm als anleitend für das praktische Handeln. Dies hängt aber von der Unterstützung übergeordneter Einheiten ab, sodass es gerade auch hier gilt, Sinnanschlüsse für das Leitbild zu erzeugen. Mit dem Akteurswechsel (agency shift) treten anstelle oder neben dem externen Impulsgeber Praktiker des relevanten Feldes. Sind die orientierenden Normen tatsächlich handlungsanleitendes Wissen und bilden so eine Autorität für eigene Praktiken, können sie in der fortdauernden Konfirmierung monothetisch kompakt und so in den Praktiken eingelagert werden, dass sie alltäglich vergessen werden können. In diesem Sinne kann von einer Stabilisierung des Transformationsprozesses ausgegangen werden.

Die Differenz des Aspektes des Strukturwandels von der normativen, evaluierenden Konfirmierung ermöglicht wie für Innovation eine praktisch relevante Reformulierung der Nachhaltigkeit, ohne den nor-

mativen Begriff aufgeben zu müssen. Vielmehr kann erst jetzt die Variabilität, die Veränderung der Nachhaltigkeitsnorm in Abhängigkeit vom laufenden Diskurs reflektiert werden. Innovation und Nachhaltigkeit sind keine Fixierungen, sondern sind als Gegenstand aktiver Gestaltung und als Sicherung struktureller Veränderungen zu verstehen. Diese ermöglichen es, die Veränderung von Praktiken hinsichtlich ihrer Innovativität einzuschätzen und Nachhaltigkeit einen Platz bei deren Wandel anzuweisen.

Umweltbezug als Anlass für Wandel und Stabilisierung

Die Frage nach der Rolle des Umweltbezuges für die Praktiken des Alltags basiert auf der Feststellung, dass umweltbezogene Reflexionen sich nicht folgerichtig im alltäglichen Handeln niederschlagen. Doch muss die Frage mit der Perspektive auf Praktiken zunächst auf die Differenz von Wissen und Handeln umgestellt werden. Anders als Bewusstsein ist praktisches Wissen nicht an Reflexion gebunden; anders als beim Verhalten, das auf Erwartungen und Beurteilung abhebt, muss man beim Handeln nicht auf Motive schließen, sondern kann sich an beobachtbare Resultate und deren strukturellen Bedingungen halten. Damit ist eine Öffnung der Forschung für Alltagspraktiken möglich.

Umweltgerechtes Handeln folgt nicht unbedingt aus umweltbezogener Reflexion. Es scheint vielmehr häufig anderen Motiven als einer erklärten Umweltaffinität zu folgen. Das Umweltthema spielt dann eine nachgeordnete, aber unter Umständen stabilisierende Rolle, wenn sich etwa „nebenher“ Motivallianzen ergeben. Wird aber ad hoc oder ex post über Umweltverträglichkeit reflektiert, erscheinen die Alltagspraktiken als Entscheidungen. In Bewältigung der damit verbundenen Risiken des Scheiterns lassen sich die mit der normativen Nachhaltigkeit verbundenen Handlungen als gut beziehungsweise zukunftssichernd bewerten. Auf diese Weise sind sie zu stabilisieren, aber auch zu verunsichern.

Handeln ist im Alltag aber in struktureller Hinsicht immer schon nachhaltig, weil es auf seine Wiederholbarkeit angewiesen ist, sonst kommt alltägliches Handeln an seine Grenze. Die Wirkungen des Umweltbezuges bleiben bei der Transformation von Praktiken, ihrer Reproduktion und Veränderung darum unklar, weil dieser als Anlass häufig versagt und statt dessen nur als Rechtfertigung schon etablierter Praktiken dient. Wie ist der Wandel von Praktiken aber mit der Orientierung auf die Norm der Nachhaltigkeit zu gestalten?

Problematisch erscheint dieser induzierte Wandel, weil die Praktiken des Alltags Routinen sind, die nur deshalb funktionieren, weil sie vorreflexiv als monothetisch komprimierte Schemata ablaufen. Als solche sind diese Handlungen Praktiken, die sich als ein Konglomerat kontextspezifischen Wissens erweisen, das in sachlich hinreichend ähnlichen Problemstellungen wiederholt realisiert wird.

Praktiken sind dabei abhängig von Strukturen, die sie zugleich reproduzieren. Diese sind insbesondere durch regionale Konstellationen von materieller Infrastruktur, sozialen Milieus und bestimmten Organi-

sationszugriffen als Bedingungen der Alltagspraktiken gekennzeichnet. Letztlich geben organisationale Ordnungsbemühungen den Anlass für die Formung von Raum in Regionen. Infrastruktur und die Bildung sozialer Milieukonstellationen folgen darauf hin, können aber auch Anlass für Ordnungsbemühungen sein. Die individuelle Sozialisation sowie lebensphasenabhängige Inter und Intra-Milieukarrieren bilden weitere Bedingungen für die individuelle Ausformung der Praktiken, die immer kollektiven Erwartungen folgen, also habitualisiert sind.

Die Norm der Nachhaltigkeit findet sich im lebensweltlichen Hintergrund der idealisierten Kontinuität des Alltags wieder. So hängt der Alltag unmittelbar von der Wiederholbarkeit der Lösungen täglich anfallender Probleme ab. Praktiken sind darum auf die Möglichkeit ihrer Wiederholung angewiesen, sonst geraten sie in eine Krise, die Alternativen erfordert. Der Nachhaltigkeitscharakter der Praktiken bleibt aufgrund des Routinecharakters darum unreflektiert. Und so ist Nachhaltigkeit für Praktiken keine Norm, sondern ein Strukturmerkmal. Wird Nachhaltigkeit jedoch zum Thema, wird damit nicht der lebensweltliche, vertraute Hintergrundcharakter der Praktiken explizit. Nachhaltigkeit erscheint vielmehr als informierende Norm, der man sich gegenüber als Unvertrautes verhalten muss. Als Norm wird Nachhaltigkeit reflexiv gewendet, das heißt bewusst wahrgenommen und so entnormalisiert. Sie ist insofern bloß Anlass für die Thematisierung von Praktiken hinsichtlich deren Umweltaffinität und hebt diese aus ihrer vertrauten Einbettung in den Alltag und der Kontinuitätsidealisation heraus. Entbettung der Praktiken durch deren Problematisierung mittels Nachhaltigkeit deutet neben strukturellen Hemmnissen auf die Ursachen des Widerstandes gegen diese normative Motivation, wie sie sich in der Diskrepanz von Wissen und Handeln oder Verhalten und Bewusstsein darstellt.

Denn Praktiken beruhen auf Stabilitätssuggestionen, die ihre Reflexion unnötig macht. Nur aufgrund ihrer funktional spezifischen Redundanz in den Praxisfeldern, bleibt die individuelle Ausformung des konformen Habitus im Sinne einer Identitätspolitik unreflektiert. Ebenso unreflektiert bleiben dann auch die inhärenten Veränderungen aufgrund widersprüchlicher Anforderungen an Rollen oder zwischen Praktiken sowie temporär induzierte Sinnverschiebungen als Verlust und Zuwachs von Sinn einzelner Praktiken im Zusammenhang mit Milieukarrieren.

Ereignishafte externe Veränderungsanlässe aber führen zu partiellen Reflexionen von Praktiken, weil sie Entscheidungen erfordern. In biografischer Hinsicht sind diese etwa die Geburt von Kindern, ein Umzug, Berufswechsel oder Krankheit. Ebenso wirken massenmediale Ereignisse wie Skandale oder Berichte über Katastrophen. Infrastrukturelle Veränderungen können ebenfalls externe Veränderungsanlässe sein wie etwa der Verlust oder Zuwachs von Einrichtungen und Dienstleistungen in der Region oder aber die administrativen und rechtlichen Auswirkungen von politischen Entscheidungen. Doch kann eine so angeregte Reflexion der Rebound-Effekten auch zu expliziten Sinnverschiebungen führen, die explizite Veränderungen anregen. Im Anschluss an die externen, Reflexionen provozierenden Ver-

änderungsanlässen erfolgt Wandel in einer normativ informierten Art und Weise auf ein Ziel hin, so dass jener die Form der Transformation von Routinen zu alternativen Formen in Abhängigkeit von den Strukturbedingungen annimmt. Anders als beim Wandel aufgrund impliziter Veränderungsanlässe erscheint derjenige aufgrund externer Veränderungsanlässe zu Transformation als gesteuert.

Nur im Fall der Transformation bei Angabe expliziter Veränderungsanlässe und der Reflexion darüber ist die Innovativität des Wandels von Praktiken möglich, aber bei Weitem nicht notwendig. Innovativität bezeichnet die Qualität der Transformation von Praktiken, nämlich die Wahrnehmung im Sinne der Rezeption und Realisierung von Störungen des Alltags als der Erwartung von Fortdauer und Wiederholbarkeit als Chance. Damit aber werden die jeweiligen Praktiken als Routinen suspendiert, denn sie werden zum Gegenstand von Entscheidungen. Nur im Erfolgsfall ist ihr Absinken unterhalb der Reflexionsschwelle als kompaktes, monothetisches Schema möglich und wahrscheinlich.

Nachhaltigkeit kann hier als Norm im Sinne externer Veränderungsanlässe wirken. Die innovative Realisierung der Transformation von Praktiken aber ist auf die Herstellung struktureller Nachhaltigkeit angewiesen. Die Herstellung struktureller Anschlüsse durch die dafür notwendige Verbreitung, Vertiefung bei Identitätswahrung der transformierten Praktik sowie die Koalition mit anderen Praxisakteuren ist darüber hinaus auch auf eine positive Resonanz der zugrunde liegenden Werteorientierung angewiesen. Diese findet ihren Anlass in dem initiierenden Leitbild der Nachhaltigkeit und Umweltverträglichkeit, die entsprechend kommuniziert als wertschätzende Anerkennung wirken kann. Dadurch erst erweist sich das, was man tut auch als gut. Auf diese Weise erst kann normative Nachhaltigkeit dann stabilisierend wirken.

Transformierte Praktiken finden erst im sozialen Anschluss ihre Grundlage für das lebensweltliche Ideal der Fortdauer. Auf diese Weise wird die durch die Störung entfremdete Praktik wieder zum Vertrauten, das mit der diffusen Erwartung idealisierter lebensweltlicher Fortdauern von Praxen vergessen werden kann. Die Anlässe der strukturellen Störungen fallen demgegenüber dann kaum noch ins Gewicht. Vielmehr kommt es auf das individuelle Potenzial der Akteure an, die partielle Transformation von Praktiken zu realisieren, ohne dass gleichzeitig das lebensweltliche Vertrauen überhaupt instabil wird oder aber Transformation aktiv blockiert wird.

Literatur

- Baecker, Dirk (1998): Nichttriviale Transformation. In: Ders.: Poker im Osten. Probleme der Transformationsgesellschaft. Berlin: Merve: 39-69.
- BÖLW (2012): Zahlen – Daten – Fakten. Die Bio-Branche 2012 (Internet: http://www.boelw.de/uploads/pics/ZDF/ZDF_Endversion_120110.pdf, 5.3.2012).
- Bormann, Inka; John, René; Rückert-John, Jana (2011): Innovationskraft lokalen Nachhaltigkeitsengagements in Bildung, Kultur und Wirtschaft. Beiträge zur Sozialinnovation 7. Berlin: Institut für Sozialinnovation (Internet: <http://www.isinova.org/download/wdokumente/BzS7.pdf>, 9.3.2012).
- Bourdieu, Pierre (1974): Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1985): Sozialer Raum und ‚Klassen‘. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Brand, Karl-Werner (2009): Social Practices and Sustainable Consumption: Benefits and Limitations of a New Theoretical Approach. In: Gross, Matthias; Heinrichs, Harald (eds.): Environmental Sociology. Dordrecht et al.: Springer: 217-235.
- Brand, Karl-Werner (2011): Umweltsoziologie und praxistheoretischer Zugang. In: Groß, Matthias (Hg.): Handbuch Umweltsoziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 173-198.
- Brundtland, Gro Harlem et al. (1987): Our Common Future. Report of the World Commission on Environment and Development. United Nations. (Internet: http://www.bne-portal.de/core-media/generator/unesco/de/Downloads/Hintergrundmaterial__international/Brundtlandbericht.pdf, 4.3.2012)
- Cevolini, Alberto (2012): Vom Nutzen und Nachteil des Scheiterns für die Gesellschaft. Grundzüge einer soziologischen Theorie des Bedauerns. In: John, René (Hg.): Scheitern – ein Desiderat der Moderne. Wiesbaden: Springer VS (im Druck).
- Coburn, Cynthia E. (2003): Rethinking Scale: Moving Beyond Numbers to Deep and Lasting Change. In: Educational Researcher, 32/6: 3-12.
- Diekmann, Andreas; Preisendörfer, Peter (1992): Persönliches Umweltverhalten - Diskrepanzen zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 44: 226-251.
- Drucker, Peter F. (2007): Innovation and Entrepreneurship. Oxford, Burlington: Butterworth-Heinemann.
- Eder, Klaus (1988): Die Vergesellschaftung der Natur. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ekert, Felix (2011): Theorie der Nachhaltigkeit. Baden-Baden: Nomos.
- Elias, Norbert (1988): Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Enquete-Kommission (1998): Konzept Nachhaltigkeit. Vom Leitbild zur Umsetzung. Abschlußbericht der Enquete-Kommission „Schutz des Menschen und der Umwelt“ des 13. Deutschen Bundestages. Bonn.
- Esposito, Elena (2002): Soziales Vergessen. Formen und Medien des Gedächtnisses der Gesellschaft. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (2000): „Melancholie der Identität und dezentrierte biographische Selbstbeschreibung. Anmerkungen zu einem langen Abschied aus der selbstverschuldeten Zentriertheit des Subjekts“. In: Hoerning, Erika M. (Hg.): Biographische Sozialisation. Stuttgart: Lucius&Lucius: 227–255.
- Fuchs, Peter (2008): Nachhaltige Entwicklung – theoretisch. Ms. (Internet: http://www.fen.ch/texte/gast_fuchs_nachhaltigkeit.pdf, 21.3.2010).
- Giddens, Anthony (1979): Central Problems in Social Theory. Action, structure and contradiction in social analysis. London: Macmillan.
- Giddens, Anthony (1991) Modernity and Self-Identity. Cambridge: Polity Press.

- Giddens, Anthony (1997): Die Konstitution der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Campus.
- Gilgenmann, Klaus; Schweitzer, Bertold (2006): Homo – sociologicus – sapiens. Zur evolutionstheoretischen Einbettung soziologischer Menschenmodelle. In: Zeitschrift für Soziologie 35: 348-371.
- Gusfield, Joseph (1992): Natur's Body and the Metaphors of Food. In: Lamont, Michèle; Fournier, Marcel (eds.): Cultivating Differences. Symbolic Boundaries and the Making of Inequality. Chicago, London: University of Chicago Press: 75-103.
- Habermas, Jürgen (1987): Theorie kommunikativen Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hauff, Volker (Hg.) (1987): Unsere gemeinsame Zukunft. Greven: Eggenkamp.
- Hargreaves, Tom (2011): Practice-ing behaviour change: Applying social practice theory to pro-environmental behaviour change. In: Journal of Consumer Culture 11 (1): 79-99.
- Heider, Fritz (2005): Ding und Medium. Berlin: Kadmos.
- Harrison, Richard/March, James (1984). Decision Making and Postdecision Surprises. In: Administrative Science Quarterly 29: 26-42.
- Huber, Joseph (1995): Nachhaltige Entwicklung. Berlin: Sigma.
- Husserl, Edmund (1992): Formale und transzendente Logik. Gesammelte Schriften 7. Hamburg: Meiner.
- Jörissen, Juliane/ Kneer, Georg/ Rink, Dieter/ Paskalewa, Krassimira (1999): HGF-Projekt: Untersuchung zu einem integrativen Konzept nachhaltiger Entwicklung: Bestandsaufnahme, Problemanalyse, Weiterentwicklung. Abschlußbericht, Band 1: Synopse zur Umsetzung des Leitbildes der Nachhaltigkeit in konzeptionellen Studien und nationalen Plänen. Karlsruhe.
- John, René (2008): Die Modernität der Gemeinschaft. Bielefeld: transcript.
- John, René (2012a): Individuen in Gemeinschaft. Zur Konstruktion personaler Selbstbeschreibung im Modus emotionalisierter Zugehörigkeit. In: Schnabel, Annette; Schützeichel, Rainer (Hg.): Emotionen, Sozialstruktur und Moderne. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften: 371-383.
- John, René (2012b): Erfolg als Eigenwert der Innovation. In: Bormann, Inka; John, René; Aderhold, Jens (Hg.): Indikatoren des Neuen. Wiesbaden: Springer VS: 77-96.
- Knaut, Andreas (1991): Ernst Rudorff und die Anfänge der deutschen Heimatbewegung. In: Kluefing, Edeltraut (Hg.): Antimodernismus und Reform. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft: 20-49.
- Knoblauch, Hubert (2005): Kulturkörper. In: Schoer, Markus (Hg.): Soziologie des Körpers. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 92-113.
- Koselleck, Reinhart (2010): Begriffliche Innovationen der Aufklärungssprache. In: Ders.: Begriffsgeschichten. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 309-339.
- Kuhm, Klaus (2000): Raum als Medium gesellschaftlicher Kommunikation. In: Soziale Systeme 6: 321-348.
- Kuhm, Klaus (2003): Die Region – parasitäre Struktur der Weltgesellschaft. In: Krämer-Badony, Thomas; Kuhm, Klaus (Hg.): Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie. Opladen: Leske+Budrich: 175-196.
- Lefebvre, Henri (1987): Kritik des Alltagslebens. Frankfurt am Main: Fischer.
- Linse, Ulrich (1986): Ökopax und Anarchie. München: dtv.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1986): Die Lebenswelt nach Rücksprache mit Phänomenologen. In: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie (ARSP), Vol. 1986 LXXII/Heft 2: 176-194.
- Luhmann, Niklas (1988): Ökologische Kommunikation. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1993): Gibt es in unserer Gesellschaft noch unverzichtbare Normen? Heidelberg: C. F. Müller.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Luhmann, Niklas (2001): Das Medium der Kunst. In: Ders.: Aufsätze und Reden. Stuttgart. Reclam: 198-217.
- Maturana, Humberto; Varela, Francisco (1987): Der Baum der Erkenntnis. Die Wurzeln des menschlichen Erkennens. Bern, München, Wien: Scherz.
- Merton, Robert K. (1995): Soziologische Theorie und soziale Struktur. Berlin: de Gruyter.
- Meadows, Donella H.; Meadows, Dennis L.; Randers, Jørgen; Behrens III, William W. (1972): Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit. Stuttgart: DVA.
- Neugebauer, Birgit (2004): Die Erfassung von Umweltbewusstsein und Umweltverhalten (ZUMA-Methodenbericht Nr. 2004/07). Mannheim: ZUMA (Internet: http://www.gesis.org/fileadmin/upload/forschung/publikationen/gesis_reihen/gesis_methodenberichte/2004/0407_Neugebauer.pdf, 10.2.2012).
- Oevermann, Ulrich (1996): Krise und Muße : Struktureigenschaften ästhetischer Erfahrung aus soziologischer Sicht, Vortrag gehalten am 19.6.1996 in der Städelschule Frankfurt am Main. (Internet: <http://nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn:nbn:de:hebis:30-5359> und <http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/frontdoor/index/index/docId/4953> am 27.2.2012).
- Ott, K. (2001): Eine Theorie ‚starker‘ Nachhaltigkeit. In: Natur und Kultur 2/1: 55-75.
- Polanyi, Michael (1985): Implizites Wissen. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Preisendörfer, Peter (1996): Umweltbewusstsein in Deutschland: Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage. Bonn: Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. In: Zeitschrift für Soziologie 32: 282-301.
- Reichert, Ludwig (1994): Evolution und Innovation. Prolegomenon einer interdisziplinären Theorie betriebswirtschaftlicher Innovation. Berlin: Dunker&Humblot.
- Ruschkowski, Eick von (2002): Lokale Agenda 21 in Deutschland - eine Bilanz. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (B 31-32/2002) (Internet: http://www.bpb.de/publikationen/T1PDFH,5,0,Lokale_Agenda_21_in_Deutschland_eine_Bilanz.htm, 5.3.2012)
- Schumpeter, Joseph A. (1987a): Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Berlin: Dunker&Humblot.
- Schumpeter, Joseph A. (1987b): Die Erklärung des Konjunkturzyklus. In: Ders.: Beiträge zur Sozialökonomik. Wien, Köln, Graz: Böhlau.
- Schumpeter, Joseph A. (2010): Konjunkturzyklen. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht.
- Schütz, Alfred; Luckmann, Thomas (1979): Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (1994): In den Netzen der Lebenswelt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wehrspau, Michael; Schack, Korinna (2012): Umweltpolitik als Gesellschaftspolitik. In: Rückert-John, Jana (Hg.): Soziale Innovation und Nachhaltigkeit. Wiesbaden: Springer VS [im Druck].
- Weinbach, Christine (2004): ... und gemeinsam zeugen sie geistige Kinder: Erotische Phantasien um Niklas Luhmann und Pierre Bourdieu. In: Nassehi, Armin; Nollmann, Gerd (Hg.): Bourdieu und Luhmann. Ein Theorievergleich. Frankfurt (Main): Suhrkamp: 57-84.
- Willke, Helmut (1999): Dystopia. Frankfurt am Main: Suhrkamp.